

Der betörende Glanz der Schönheit

Autor(en): **Mathys, Stephan / Stalder, Ursula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **123 (1997)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-597716>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER BETÖRENDE GLANZ DER SCHÖNHEIT

Text: Stephan Mathys. Fischkomposition von Ursula Stalder



Gestern sah ich im Fluss, der die Freundlichkeit hat, grün und träge an meinem baufälligen Haus vorbeizufliessen, einen sehr sonderbaren Fisch. Seine längliche, schlanke Form bestach durch ihre zweckgerichtete Einfachheit und lässt ob soviel Funktionalismus (geringer Wasserwiderstand, kleine Angriffsfläche etc.) trotzdem noch einige löbliche Bemerkungen über seine auffällige Ästhetik zu.

Doch richten wir unser Augenmerk vorerst auf das Wort *Ästhetik*, um dem Bildungsauftrag dieser bescheidenen Ausführungen gerecht zu werden. Wissenschaftsmuffel, Bildungsunwillige sowie pingelige Besserwisser sollen nicht daran gehindert werden, den folgenden Abschnitt zu überspringen, und sind höflich gebeten, ihre Lektüre weiter unten wieder aufzunehmen.

Die *Ästhetik* also ist – wen wundert's – ein Kind der alten Griechen und meinte ursprünglich die *Wissenschaft von der sinnlichen Erkenntnis*, erst spätere Schöngeister haben die Optik auf das vom guten Geschmack dirigierte Vollkommene eingeeengt. Nun möchte ich der allgemeinen Beachtung anheim geben, dass Sprachschöpfer neueren Datums jenen Menschen, die von Berufs wegen dazu angehalten sind, ihren Mitmenschen die Sinne zu rauben, die Bezeichnung *Anästhesist* übergestülpt haben.

Den Aufgeweckteren unter uns springt natürlich sobald die gemeinsame Herkunft sowie die gänzlich unterschiedliche Bedeutung von *Ästhetik* und *Anästhesie* ins Auge. Ziehen wir mutig und zugegebenermassen etwas salopp daraus den folgenden Schluss: Das *Ästhetische* (also Schöne) ist dazu angetan, uns die Sinne zu schärfen, das *Anästhetische* (also Unschöne) befördert uns in einen Zustand geistiger Umnachtung.

Diese These könnte uns jetzt dazu verleiten, aus den Fäden *moderner Häuserbau*, *Schnell-Imbiss*, *Plateauschuhe* und *Steuerfuss* einen Teppich zu weben, der dem Betrachter auf der Stelle die anästhesierende Wirkung des urbanen Lebens aufzeigen würde. Doch wollen wir uns nicht auch noch auf dieses Glatteis hinauswagen, sondern wenden uns stattdessen lieber wieder unserem Fisch zu.

Dieser schwamm, fast bin ich geneigt zu sagen tanzte, im kühlen Wasser und bezauberte mich durch die völlige Transparenz seines Körpers und insbesondere durch die runde Öffnung auf der einen sowie einer schnabelförmigen, kleinen Ausstülpung auf der anderen Seite.

Seine Bewegungen verströmten die Eleganz und Anmut eines filigranen Tänzers, die spürbaren Schwingungen, die von dieser Fisch gewordenen Symphonie ausgingen, beförderten mich mehr und mehr in ungeahnte Sphären.

Ich wollte mich gerade ins Wasser werfen, an der Seite dieses göttlichen Wesens im Fluss des Lebens zur Quelle der Harmonie vorstossen, da tönte es mit kleinemädchenhaft piepsender Stimme hinter meinem Rücken: «Lueg Mami, det schwimmt en Pariser!»

Meine schlagartige Ernüchterung entzieht sich jeder Möglichkeit, in Worte gefasst zu werden, und darum fragen wir uns flugs und zielgerichtet: Was nun ist die Moral von der Geschichte? Keine, meine ich, denn das wäre uncool. Doch dies legt den Verdacht nahe, dass ich mich gar billig aus der peinlichen Affäre ziehen möchte, und schliesse darum mit den Bemerkungen, dass im Widerspruch zu meinen obigen schludrigen Ausführungen wohl auch das Schöne betäubende Wirkung haben kann und dass zur Verhinderung ungebetenen Nachwuchses konzipierte Gummitütchen keineswegs in Flüsse geworfen werden sollten, da sonst die Gefahr besteht, dass sie zu solch unsäglichen Dingen wie diesen Text inspirieren.